

Das Testament

Autor(en): **Zweifel, Lilly**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 38

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Testament

Von Lilly Zweifel

Herr Karl Zimmerli war gestorben. Seine lachenden Erben erwarteten aufgeregt die Eröffnung des Testaments. Jeder unter ihnen glaubte, bevorzugt zu sein. Denn Onkel Karl gehörte zu den leutseligsten Naturen, welche diese humorarme Welt bevölkern, und zeit seines Lebens war er mit jedem Menschen gut gestanden. „Man muss mir zuerst beweisen, dass einer ein Schuft sei... bis dahin nehme ich von jedem an, er sei ein guter Kerl“... dies war seine Devise. Und wenn er jemals einen andern Lebenden kritisierte, dann war es, weil er ihn seines mangelnden Vertrauens wegen bedauerte. „Sie müssen nicht zuerst an das wilde Tier im Menschen glauben, sonst wecken Sie es am Ende“, pflegte er zu sagen, wenn sich einer über die Welt beklagte. Oder: „Wenn nur die Leute nicht so dreinschauen wollten wie böse Hunde! Wenn sie nur begriffen, wie unanständig das ist!“

Diese Art zu leben, war die Ursache der vielen Hoffnungen auf seine Hinterlassenschaft bei seinen nähern und fernern Verwandten. Hatte Zimmerli, der Direktor der Dampfschiffahrtsgesellschaft gewesen, nicht *allen* Freundschaften erwiesen? Hatte er nicht jeden bewirtet, der bei ihm ein- und ausgegangen? Wussten nicht alle davon zu erzählen, mit welchem Stolz er von seinem Haus und seinem Glück in materiellen Angelegenheiten geredet? Und durften nicht besonders die Neffen und Nichten, denen er die Wege in gute Berufe ebnen geholfen, denken, dass er ihnen nun auch goldene Stege zu höherm Aufstieg gebaut habe? Ja, es verstand sich fast von selber, dass er das getan. Wenn er nicht gesonnen war, seine Güter unter die auszuteilen, die ihm am nächsten standen, dann hielt er bei Lebzeiten sicherlich mit seinen Reden zurück und erweckte bei keinem falsche Hoffnungen.

Testamentseröffnungen sind immer eine Art von jungstem Gericht. Nirgendwo werden die Herzen so leicht entlarvt, wie vor dem Pult eines Notars. Und wenn der Herr Notar der liebe Gott wäre, es würde ihm nicht schwer gemacht, gerechte Urteile über die armen Sünder, ihren Geiz und ihre Habgier zu fällen.

Der Notar, der im Beisein der Erbberechtigten das versiegelte Testament aufbrach, schien mit einigen raschen Blicken die Zeilen, die er vorzulesen hatte, zu überfliegen und den Sinn dessen, was er las, zu geniessen, denn er schmunzelte und machte verwunderte Augen. Doch rasch hatte er sich gefasst, setzte auf seine Hornbrille eine zweite und nahm ganz die Würde an, die seinem Geschäft ziemte. Und langsam fing er zu lesen an.

„Meinen sämtlichen Erben“, so hatte Karl Zimmerli geschrieben, „wünsche ich zuerst und vor allem andern Zufriedenheit und guten Mut, so wie sie mir von der himmlischen Macht als beste Gabe verliehen wurden. Sie mögen versichert sein, dass ich selbst zu meinen Lebzeiten nicht in erster Linie von Geld und Gut, sondern von diesen Gaben des Schicksals lebte. Und so vermache ich ihnen damit das Beste, was ich zu verschenken habe. Ich bitte meine Anverwandten, die mein Wohlwollen redlich verdient haben, dieses Vermächtnis nicht auszuschlagen, sondern es mit dem richtigen Verständnis entgegenzunehmen, zu pflegen und dereinst, wenn sie selbst dieses irdische Land verlassen, weiter zu vererben, als das einzige im Leben, das sich lohnt.“

Nachdem ich ihnen allen diese Gaben ans Herz gelegt habe, kann ich ihnen weiter nichts vermachen, und wie sehr ich dies bedaure, muss ich doch sie alle wie mich selber damit trösten, dass ein grosses Vermögen nichts

wiegen würde gegen das Glück, das in einem zufriedenen Gemüte wohnt, und gegen die Kraft, die ein Herz besitzt, welches sich den guten Mut täglich neu erkämpft.

Diejenigen unter meinen Verwandten jedoch, welche fragen, wohin mein Besitz gekommen, mögen sich zusammensetzen und sich gegenseitig frei bekennen, was sie zu ihren Lebzeiten von mir empfangen. Und wenn jeder aufrichtig darlegt, was er empfangen, möge einer von ihnen zusammenzählen. So wird allen bekannt sein, was ich an irdischen Gütern besessen. Sollte einer unzufrieden sein und sich benachteiligt fühlen, dann möge er bedenken, welche Zufriedenheit mir in meinem Leben jedesmal dann erwuchs, wenn ich wiederum einen Teil meines Vermögens einem meiner Neffen oder Vettern abgetreten und von meiner Sorge, es zu verlieren, befreit wurde.

Damit gebe ich allen meinen Segen und bin euer Onkel Karl, den ihr alle in herzlichem Andenken behalten mögt.“

Diese Worte las der Notar, und als er sie gelesen, entstand in der Runde der Erben ein peinliches Schweigen, das keiner mit Worten zu brechen wagte. Lange, sehr lange schwiegen die überraschten Leute, und nur hier und dort stahl sich ein Seufzer durch das Amtszimmer. Was sollten sie auch sagen! Endlich hustete der älteste der Neffen, der kurz vor seinem Examen als Tierarzt stand, schaute den Notar mit listigen Augen an und fragte: „Und ganz glatt ist alles aufgegangen? Bis zum letzten Tag den letzten Franken gebraucht?“

„Ganz genau so... grad als ob er gewusst, wie lange er noch zu leben habe und wieviel er noch wegschenken dürfe...“ sagte der Notar. Er war undurchsichtig hinter seinen zwei Hornbrillen.

„So ein Leichtsinn“, antwortete der Tierarzt.

„Ganz so leichtsinnig ist er nicht gewesen“, meinte der Notar. „Ich habe Ihnen noch eine kleine Ergänzung zum Testament vorzulesen und bitte, mir zuzuhören.“

Und er las auch die Ergänzung. „Diejenigen meiner Verwandten, welche von mir ein Darlehen empfangen, es verzinsten und in regelmässigen Raten abbezahlten, sind von meinem Todestag an von ihrer Zins- und Rückzahlungspflicht entbunden für den Fall, dass sie ihr Teil an die Begräbniskosten für meinen armen Leib beisteuern. Sollten sich diese Kosten nicht aufbringen lassen, indem die Betreffenden ihren Teil nicht tragen wollten, dann ermächtige ich den Herrn Notar, meiner Verwandtschaft alle Summen zu nennen, welche ich ausgeliehen, gleichfalls die Namen der Belehnten, ebenso die Beträge, welche sie als Gegenwert für die Schenkung zu entrichten haben.“

Keiner der Erben schaute den andern an, mancher starrte vor sich auf den Boden und schien zu rechnen. Der Herr Notar eröffnete ihnen, dass er ermächtigt sei, für den Verstorbenen einen schönen Leichenstein zu besorgen und die Beiträge bei jedem einzelnen Erben einzukassieren. Nach dieser Mitteilung erhoben sich alle und verliessen mit höflichen Grüssen das Zimmer des Notars.

Nur der Tierarzt, als der einzige Studierende, blieb zurück. „Unser Onkel hat sicher gespielt... nicht einmal mit einem schäbigen Grabstein können wir ihn betrügen“, sagte er. „Da haben wir den Zufriedenheitskünstler. Muss der die Menschheit für eine Bande gehalten haben!“

„Nun, irgendwoher muss man seinen Humor nehmen“, sagte der Notar und nahm seine beiden Brillen ab.